

Ukraine

Bei der zweiten Friedensverhandlung in Brest-Litowsk im Januar 1918 fand sich eine Abordnung der Ukraine ein, die sich als selbständiger Volksstaat erklärt hatte und einen Sonderfrieden abschließen wollte. Den Mittelmächten kam diese Spaltung Rußlands sehr bequem, und sie schlossen am 9. Februar einen Sonderfrieden mit der Ukraine. Als aber Sowjetrußland, trotz seiner Beteuerung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen, die Revolution nach der Ukraine tragen wollte, sahen sich die Mittelmächte genötigt, Truppen zum Schutz des Landes vorzutreiben, und im Friedensvertrag mit Rußland vom 7. März die Besetzung sich auszubedingen. So besetzte General v. Linsingen, später vom Feldmarschall v. Eichhorn abgelöst, Kiew, Taurien, die Krim, das Donezgebiet mit seinen Kohlengruben und erreichte im Mai Rostow am Don.

Hauptzweck der Besetzung war, die reichen Hilfsmittel des Landes auszunutzen, das mit Getreide, Vieh und Pferden gut versehen war und im Donjez-Gebiet die großen Kohlenlager besaß. Um die Eintreibung zu sichern und einen Einbruch der Bolschewisten zu verhüten, wurden über das ganze Land kleine Kommandos verteilt, in den größeren Städten geschlossene Truppenkörper in Reserve gestellt und zur ärztlichen Versorgung zahlreiche Lazarette und Genesungsheime eingerichtet. Im Juni war ich in meine Feldstellung in Bialla wieder eingetreten, am 12. Juli erhielt ich den Befehl, mich beim Armeekommando der Heeresgruppe Eichhorn in Kiew zu melden. So schnell freilich ging das nicht, denn die ukrainischen Eisenbahner traten in Streik. Sie hatten schwere Arbeit. Lange Züge führten Vieh und Lebensmittel heran, vor allem aber Rückwanderer, die zum Teil aus Ural und Sibirien kamen. Viele brachten Vieh und Pferde mit, die sie unterwegs „gefunden“ hatten. Die Juden reisten ihnen entgegen, erzählten, das werde von den Deutschen beschlagnahmt, und kauften es ihnen um einen Pappenstiel ab. In diesen Kriegsjahren waren die Juden in Polen alle reich geworden. Die Polen ballten die Faust und sagten: „Wir warten nur, bis ihr heraus seid, dann machen wir Pogrom.“

Also die Eisenbahner streikten. Seit drei Monaten hatten sie keinen Lohn bekommen und nährten sich von Bahndiebstählen. Jetzt wollten sie beides: Diebstahl und Lohn. Trotz aller Ungeduld kamen mir die Tage des Wartens zugute. Ich konnte allerlei aufkaufen und als Wintervorrat nach Hause senden. In diesen Tagen trennte sich der gute Joesten von mir. Er war endlich zum Unteroffizier befördert und von seinem Werk bei Bonn reklamiert worden. Ich gönnte ihm die Freude. Fast vier Jahre hatte er mich begleitet, immer zuverlässig, treu, unermüdet und wohlgeleunt. Sein Nachfolger wurde ein junger Kaufmann aus Berlin. Endlich am 24. Juli kam Nachricht, es gingen jetzt Züge, wenigstens gelegentlich. Ich fuhr also nach der Grenzstation Goluby und fand in dem stets bewährten Zufluchtsort, der Krankensammelstelle, Aufnahme, Auskunft und Hilfe. In Goluby war ein ungeheurer Verschiebebahnhof angelegt, 3 km lang, 2 breit, immer verschränkt ein Gleis mit russischer, eins mit deutscher Spurweite. Die Anlage war, wie sich erwies, viel zu groß und gar nicht zu übersehen, Bahndiebstähle daher an der Regel. Die Juden bohrten nachts die Wagen von unten an und ließen das Getreide in ihre Säcke laufen.

Ein langer Zug stand bereit, zwei Personenwagen voll Ukrainer und Juden, die Polster abgerissen, die Füllungen wimmelnd von Wanzen. Die Güterwagen voll Urlauber, die nun, nach Aufhebung der Sperre, zu ihrer Truppe wollten. Es gelang, einen Güterwagen zu requirieren für mich und zwei Krankenschwestern. Endlich ging's los. An jeder Station Halt, eine halbe Stunde, eine Stunde, dann plötzliche Abfahrt ohne Signal. Eine der Schwestern, die ausgestiegen war, wurde überrascht und mußte in den fahrenden Zug einsteigen. Nun sind die russischen Wagen hoch, der Boden in Schulterhöhe, keine Tritte, und wir hatten alle Mühe, das etwas geräumige Frauenzimmer hochzuleiern. Am Nebenwagen brannte die Achse, wir mußten dessen Insassen auch noch aufnehmen: einen Unteroffizier mit 30 Mann. Für die Schwestern wurde mit Zeltbahnen eine Ecke abgetrennt, wir anderen lagen als Puzzle-Spiel auf dem Boden herum. Die Leute waren

vergnügt, rauchten ihre Buchenblätter, erzählten und neckten sich. Sie gehörten zum Kommando eines großen Dorfes und sollten die Getreidelieferungen eintreiben. Es war ein Höchstpreis festgesetzt, die Bauern wollten aber nichts hergeben. „Da müssen wir ihnen halt manchmal den Höchstpreis auf den Hintern schreiben,“ meinte der Unteroffizier.

Die Landschaft war anfangs wellig, teilweise bewaldet, ging dann in ebene baumlose weite Getreidfelder und Weiden über mit reichlichem, aber magerem Vieh. Nach dreißig Stunden Fahrt näherten wir uns Kiew. Die Großstadt meldete sich an mit Datschenkolonien, in denen am Schabbesabend die Kiewer Jüdinnen kniefrei in weißem Gewand sich ergingen. Dann eine halbe Stunde lang durch einen endlosen Güterbahnhof. Eine Krankensammelstelle betreute mich wieder und ließ mich nach meinem Quartier fahren, dem Hotel Continental, einem verlotterten Prunkbau, in dem lebhaft russische Gesellschaften üppig tafelten. Der Armeearzt, Generalarzt Thiele, bei dem ich mich alsbald meldete, wünschte baldigen Bericht über die Lazarett-Einrichtungen, die er nicht aus eigener Anschauung kannte, und so sah ich von Kiew nur ein paar Hauptstraßen und gewann den Eindruck ungeheurer Schiebung und Kriegsgewinnerei.

Ein Lazarettzug nahm mich auf, der dem ukrainischen Roten Kreuze gehörte. Dessen Leiter, Graf Ignatiew, hatte ich bereits in Kowno kennen gelernt. Er arbeitete mit unseren Behörden einig zusammen in der Besorgung der zahllosen Flüchtlinge und Rückwanderer. Der Lazarettzug war gut eingerichtet, die Ärzte sprachen nur Russisch, eine blonde Krankenschwester ein paar Worte Deutsch. Gerne saß ich abends ein Stündchen mit ihnen zusammen beim Tee, den sie mit dem Saft der Moosbeeren mischten. Ich hatte einige Büchsen russische Militär-Konserven mit, schmackhaft gewürztes Fleisch, das mir ein Soldat gerne abgab. Er hatte an einem Tag 10 Büchsen ausgeessen und war dessen nun überdrüssig. Auf den Stationen in sauberen Bahnwirthschaften wurden Eier, prachtvolles Weißbrot, Butter und Obst reichlich angeboten, freilich zu Wucherpreisen. Das Vorwärtskommen wurde oft unter-

brochen: bald brannte die Achse, bald fehlte es an Wasser, einmal mußten wir helfen, die entgleiste Maschine auf die Schienen zurückzubringen.

Nach fünf Tagen erreichte ich Taganrog am Asowschen Meer, das ist die alte Kosakengegend, die Danilewski in seinen „Pionieren des Ostens“ so schön geschildert hat. Ich hatte das Buch unterwegs gelesen. Jetzt freilich war die Steppe mit Weizen und Rüben bebaut, Mühlen und Fabriken errichtet, die Kohlen des Donjez erschlossen, der reichste Fleck im reichen Südrußland. Das sprach sich in der Bauart des Städtchens aus. Breite, baumbepflanzte Straßen, üppige Villen, reiche Klubs, große Hafenanlagen und Fabriken. Zwei für Munition und Flugzeuge waren aus Riga hierher versetzt, pomphaft aufgebaut, aber nie benutzt. Die Bevölkerung war gemischt aus Russen, Kosaken und Griechen, auch Armeniern, darunter auffallend viel schöne Gestalten, alles tagsüber am Strand, wo in voller Natürlichkeit Männlein und Weiblein unbekleidet zusammen badeten. Abends traf man sich im Stadtpark, dessen schöne Bäume und Blumen sorgsam bewässert und gepflegt wurden. Theater, Konzerte, Varieté dauerten bis tief in die heiße Nacht hinein. An den Rassen saßen würdige Obersten und Generale in Uniform und vollem Ordensschmuck und verdienten sich so ihren Lebensunterhalt.

Mein Quartier war im Hause eines wohlhabenden Kaufmanns. Ich gab meine Karte ab und verbrachte ein Stündchen in lebhafter französischer Unterhaltung mit ihm. Die Bolschewisten, zuerst Doktrinäre, dann wüßtes Gefindel, hatten übel gehaust, geraubt, geplündert und gemordet. Als sie schon von den Deutschen vertrieben waren, kam nochmals ein Trupp von etwa 10000 Mann über das Asowsche Meer, so fanatisiert, daß sie keinen Pardon gaben und auch keinen erwarten konnten. Seitdem diese vernichtet waren, herrschte Ruhe und Ordnung. Die Gegend bildete einen eigenen Staat so gut wie ohne Regierung. Die Leute waren uns dankbar für die Hilfe, wären uns aber noch lieber los gewesen. Nur hätte dann der Pöbel den reichen Kriegsgewinnlern die Hälfte abge schnitten. Also duldeten sie uns wider Willen und hielten sich

durch ungeheure Preise schadlos. Unsere Lazarette waren sehr minderwertig untergebracht. Ein großes Klubhaus, in dem jeden Abend hoch gespielt wurde, hätte uns besser gepaßt, wurde uns aber verweigert, und ich mußte eine starke Lippe riskieren, bis der General, der mit den Leuten freundschaftlich verkehrte, sich zu ernster Forderung entschloß.

Der 5. August führte auf kleinem mit allerlei Volk überladnem Dampfer nach Kostow am Don. Zuerst über das spiegelglatte Asowsche Meer zum Don, der breit zwischen endlosen Schilfsümpfen mündet; dann dessen Krümmungen entlang durch eine weite Ebene, die Ufer reichlich belebt von Wildgänsen, Enten, Möwen und Fischreihern, die ernsthaft in regelmäßigen Abständen Wache hielten. Rechts in der Ferne auf einem Hügel erschien die alte Stadt Asow. Allmählich meldeten Landgüter und Vorstädte die Stadt Kostow an. Eine riesige Brücke, vor dem Kriege errichtet, aber nicht ganz vollendet, erglänzte im Abendsonnenschein im roten Licht ihres Menniganstrichs. Unter diesem Rahmen baute sich das Hochufer mit den Kirchen, Palästen und Geschäftshäusern überwältigend auf. Die Läden in den breiten Straßen waren erfüllt mit Luxuswaren und Delikatessen. Riesige Vorräte von Getreide, Leder, Öl waren vorhanden, die Preise enorm, aber das Volk zahlungsfähig, in keiner Weise verelendet. Zwei Zigarettenfabriken arbeiteten mit modernsten Maschinen täglich 10—15 Millionen Zigaretten und fanden glatten Absatz. Die Gegend bildete auch hier einen eigenen Staat, die Republik der Donschen Kosaken, die Regierung war aber völlig machtlos und nur dazu da, um uns formelle Schwierigkeiten zu machen. Jenseits des Don begann der Staat der Kuban-Kosaken, die im Sold der Entente standen, Angst vor uns hatten, Getreide, Wolle und Leder aber gerne verkauften.

Die Besatzung von Kostow bildeten Württemberger. Im Hause des Kommandierenden wurde ich mit echten schwäbischen Spätzle bewirtet. Hier traf ich Oberst Bopp, der an der Expedition nach Persien teilgenommen und von dem ich in der Türkei so viel gehört hatte. Er erzählte sehr fesselnd von seinen bunten Erlebnissen. Das Feldlazarett 258 war in einem Lager von Baracken

untergebracht, die Stück für Stück gesäubert werden mußten; das Genesungsheim lag in einem Klub mit schönem Garten, in dem jeden Abend Konzert war.

Die Warschauer Universität wurde 1915 hierher verlegt, und ein Prunkbau für sie errichtet. Mit ihren medizinischen Professoren standen wir in freundschaftlichem Verkehr und arbeiteten uns in die Hände. Vorwiegende Krankheiten bei unseren Truppen waren Malaria und Ruhr, eben begann die Spanische Grippe sich auszubreiten, damals im Beginn noch relativ gutartig. Sorge machten uns einige Cholera-Fälle, der deutsch-russische Stadtarzt Lindenberg beruhigte uns. Seit 1901 sei sie jährlich aus dem Kaukasus eingeschleppt worden, habe sich aber auf wenige Fälle beschränkt. Jetzt war die Gefahr freilich groß. Heimkehrer und Flüchtlinge ohne Quartier drängten sich an den Bahnhöfen, der Verkehr am Hafen war lebhaft und unkontrollierbar, gegenüber bei den Kuban-Kosaken die Seuche offenbar verbreitet. Es wurden Verhütungsmaßregeln erwogen, doch stellte sich heraus, daß sie bei dem völligen Versagen der Behörden undurchführbar waren. Trotz dieser Unzulänglichkeit sind im ganzen nur 139 Fälle aufgetreten, 67 tödlich; unter den Opfern auch 12 deutsche Soldaten. Das ist aber in Anbetracht der bedenklichen hygienischen Verhältnisse und der Jahreszeit sehr wenig. In Rußland hatte offenbar die Cholera im Laufe der Jahre an Gefährlichkeit stark abgenommen.

Inzwischen hatte mir der Feldsanitätschef einen russisch sprechenden Adjutanten beigeordnet, meinen Freund Dr. Victor Salle. Aus deutscher Familie in Charkow stammend, war er bei Studentenunruhen verbannt worden, dann nach der Schweiz geflüchtet, hatte dort bei mir studiert, kam später nach Berlin als Assistent Heubners. Heute kennt ihn jeder Arzt als Herausgeber der Klinischen Wochenschrift und des Kongreß-Zentralblattes. Fließend Russisch sprechend, vielseitig interessiert, mischte er sich unter alle Kreise der Bevölkerung und hatte immer Merkwürdiges und Ergögliches zu erzählen. In Rostow besuchte er die Familie, bei der er vor fast 20 Jahren, aus Charkow verbannt, als Hauslehrer sein Brot verdient hatte.

Die nächsten Wochen führten hin und her, wo wir Lazarette und Sammelstellen unterhielten: Taganrog, Charkow, Kiew, Odessa, Nikolajewsk, Cherson, mit den nun allmählich in geregelten Gang kommenden Zügen. Die Fälle waren ziemlich einförmig, hauptsächlich Ruhr und Malaria. Die Spanische Grippe aber breitete sich mehr und mehr aus, ging in Pneumonie über, gerade bei jungen, kräftigen Leuten, die ihr oft erlagen. Die Zunahme der Schwere hatten wir bei der Grippe-Pandemie 1889—90 auch erlebt. Damals starben die Alten, heute die Jungen.

Von den südrussischen Städten hat jede ihren besonderen Charakter. Charkow stattlich, ganz modern, war Sitz einer Universität mit ausgezeichneten Professoren, die mir persönlich oder dem Namen nach wohl bekannt waren. Die medizinische Fakultät unterhielt Laboratorien und ein Krankenhaus; wir arbeiteten gut mit ihr zusammen. Hier traf ich auch General Mengelbier, dessen Zimmer in Rastenburg mich ein Jahr lang beherbergt hatte. Seine Frau war alle die Jahre heimatlos, jetzt erst siedelte sie sich in Freiburg an und kam wieder in Besitz ihrer Möbel, eine echte Soldatenfrau.

Ganz anders war Kiew. Auf sieben Hügeln aufgebaut wie Rom, streckt es sich lang hin am Dnjepr und landeinwärts. Im Zentrum breite Straßen mit stattlichen Geschäfts- und Bankhäusern, von Fuhrwerken und Automobilen durchzogen; das höchstgelegene Quartier mit baumbepflanzten Wällen und üppigen Villen, an denen Baumeister und Besitzer ihrer prozigen Phantasie den Lauf gelassen hatten. Die Außenquartiere ganz nach russischer Art mit allen Zeichen der Wohlhabenheit. Alles trug freilich die Spuren der Bolschewisten-Herrschaft. Schon vor dem Kriege hatte mir ein russischer Anarchist gesagt: „Wenn die große Revolution kommt, zerschlagen wir zuerst Wasserleitungen und Kanalisation, dann erstickt die Bourgeoisie in ihrem eigenen Dreck.“ So war es auch geschehen, dazu alles verwandt; ich hatte schreckliche Nächte.

Kiew ist die Mutter der russischen Kirche. Die ersten Mönche hatten sich im Lehm des Steilufers Gänge und Katakomben gegraben und lagen darin bestattet in Seitennischen, die Sarkophag-

ähnlich hergerichtet waren. Aus jedem Sarg ragte eine Hand des Märtyrers hervor, umhüllt von schweren Brokatstoffen. Über diesen Gängen erhob sich eine fromme Stadt von Kirchen, Kapellen, Schulen und Pilgerhäusern, die Lawra. Weit leuchteten die goldenen Zwiebeln ihrer Türme und Kuppeln, eingebettet in Obstgärten. Eine unergründlich tiefe und weiche Glocke empfing uns. Zu Ehren des ermordeten Archimandriten war eine Feier in der Hauptkirche, einem Raum, in dem man zunächst nur den Schimmer des Goldes sah. Allmählich löste sich alles auf in die üppigen und schweren Formen des russischen Barock, Säulen, deren Schäfte aus Laubwerk sich aufbauten, Strahlensonnen um jedes Heiligenbild, die Heiligenköpfe schwarz vor Alter, alles übrige, Kleider und Embleme aus Silber oder Gold mit Edelsteinen eingelegt. In dieser Pracht nun eine feierliche Messe. Die Priester mit niemals geschorenem Haar und Bart, viele mit ausdrucksvollen Köpfen in schönen Brokatmänteln, Gesang der prachtvollen russischen Stimmen, der Vorsänger ein Baß, der es mit der großen Glocke aufnehmen konnte, alles schimmernd von Kerzenglanz und Sonnenstrahlen. Mittags trafen wir die Geistlichkeit im Refektorium. Sie hatten eben ihr vegetarisches Mahl beendet und sangen das Gratiäs. Daran schloß sich eine Gesangsstunde für Knaben und Mönche. Salles Russisch öffnete alle Herzen. Sie gestanden, wie froh sie über die Ankunft unserer Truppen gewesen. Die Bolschewisten hatten den Archimandriten erschlagen und mit dem Plündern eben begonnen.

Ein Kurierzug mit sauberen Schlafwagen und in D-Zug-
Tempo führte uns nach Odessa. Die Stadt ist ganz modern, mit
schönen Boulevards oberhalb des Hafens. Die Straßen stattlich,
aber eintönig. Hier traf ich als deutschen General in Odessa den
früheren Etappeninspekteur Grafen Waldersee, der wieder in eine
völlig nutzlose Tätigkeit versetzt war, denn hier herrschten die Öster-
reicher, ergriffen alle Vorräte, machten uns das Leben schwer,
traten auf wie die Fürsten und verdienten das Geld mit Privat-
geschäften, die wohl recht einträglich sein konnten. Ein Apfel
kostete einen Rubel, eine Flasche Wein 80—100 Rubel.

Ein Dampfer führte uns nach Cherson, ein österreichischer Militärzug bis 8 km vor Nikolajewsk, dann bestiegen wir die Lokomotive bis zum Bahnhof, eine unglaublich zerrissene Droschke bis zum Hotel, das unter Leitung einer deutschen Oberschwester vor Sauberkeit glänzte. Die Stadt, an der Mündung des Bug und des Dnjepr ins Schwarze Meer, freundlich, mit baumbepflanzten Straßen, großen Fabriken und Werften, die eben von Blohm & Voß übernommen waren. In der Umgebung viele wohlhabende deutsche Kolonisten. Überall lagen alte Kanonen herum. Sie dienten als Einfassung für die Beete. Die Bolschewisten hatten sie herausgerissen, um sie einzuschmelzen, und dann liegen lassen. Auch hier hatten wir ein hübsches Lazarett.

Von Odessa besuchte ich die Feldflieger, deren einige ich von Palästina kannte. Sie hausten in der deutschen Kolonie Lustort, wo die Männer und Frauen in alter bunter Tracht Sonntag feierten.

Mein Auftrag führte nun nach der Krim. 1913 hatte ich in Berlin den internationalen Kongreß für Physiotherapie geleitet. Der nächste sollte 1916 in Petersburg sein und mit einem Ausflug nach der Krim enden. Nun freute es mich, dieses Land, wenn auch unter anderen Umständen, kennen zu lernen.

Langsam, wegen Minengefahr immer nahe der Küste, fuhr der Dampfer durch eine strahlende Vollmondnacht bei leichtbewegter See, umtanzt von Delfinen. Am Mittag des übernächsten Tages erreichten wir Sebastopol; in einer flachen Küste, mit den fernen blauen Zügen des Tschatyr-Dagh im Hintergrund, öffnet sich die Bucht, links von alten Forts, rechts von den Kuppeln und Häusern der Stadt flankiert. Dahinter weiß glänzende Hügel und der Malakoff-Berg, der bei der Belagerung 1855—56 eine so große Rolle spielte. Im Hafen die Kriegsflotte, überall Werften, Kasernen, Festungen, ein buntes Bild in immer neuen Sichten. Ein Offiziershaus mit russischer Bedienung nahm uns auf. Hier herrschte ein merkwürdiges Leben. Anfangs hatten die Bolschewisten nach ihrer Art gehaust, Banken und Fabriklassen geleert und unter sich verteilt. Wer widersprach, wurde gehängt. Böbel-

haufen wählten die Regierung; die Krankenpfleger regierten im Lazarett und setzten die Gehälter fest; 500 Rubel dem Krankwärter, 200 der Schwester, 100 dem Arzt. Ein alter Arzt, der das Marinespital aus eigenen Mitteln gegründet und unterhalten hatte, wurde zum Dank erschlagen. Ein anderer schenkte seinen wohlversorgten Keller seinem Burschen: „Requiriert wird er doch, da soll wenigstens der Kerl ein paar gute Tage haben.“

Nun hatte sich das Proletariat gleichsam bourgoisirt. In den feinsten Restaurants saßen Smokings und ölige Arbeiterblusen durcheinander und ließen die Hunderter springen. Jedermann hatte Geld, sogar die Gassenjungen zogen lachend aus der Tasche die 20 oder 30 Rubel für eine Melone oder ein Pfund Trauben. Die Strandpromenade war von höchster Eleganz.

Die Flotte hatte eigentlich seit Kriegsbeginn immer halb gemeutert. Von drei großen Dreadnoughts wurde einer auf offener See versenkt, einer lag kieloben im Hafen, einer wurde von 500 Matrosen in Stand gehalten. Sie hatten nichts zu tun, als mit einem jungen Bären namens Mischka zu spielen, der sehr drollig und sehr klug war. Eine Biene hatte ihn in die Pfote gestochen, da humpelte er von selbst ins Lazarett und ließ sich verbinden. Die Bolschewisten sahen uns nicht sehr freundlich an. Der Leutnant, der uns führte, war sehr kleinlaut und wagte kaum, den Mund aufzutun.

Viel Spaß machte ein Millionentöchterchen aus altberühmtem Geschlecht. Sie weilte zur Kur im Kaukasus und wurde durch die Revolution von den Ihrigen abgeschnitten. Zuerst verdiente sie in Tiflis ihr Brot mit Klavierspielen. Jetzt war sie Dolmetscherin im deutschen Kommando, spielte aber keineswegs die Angestellte, sondern nach wie vor das verwöhnte Töchterchen, kommandierte und wollte hofiert sein.

Mein nächstes Ziel war Simferopol. Vorher machte ich einen Abstecher nach Bakschi-Sarai, dem Sitz der Tartaren-Chane, die Jahrhunderte hier gehaust und sogar einmal Moskau erobert hatten. Hier ist ein Stück Asien in Europa. Ein baumbestandenes Flußtal erweitert sich, eingeschlossen von völlig kahlen Felsen. Da liegt

ein vollkommen türkisches Städtchen mit offenem Bazar, voll gestickter Pantoffeln und hübschen Handarbeiten, mit Kaffees, einer Moschee mit Minarett. Vor der Stadt der Palast der Chane, ein bunt gemalter Holzbau unter mächtigen Bäumen. Im Inneren ein sonderbares Gemenge von Orient und schwerem russischen Barock. Daneben die Gräber der Chane. Auf der Höhe ein mohammedanischer Begräbnisplatz, überragt von Felsen, die vom Wind ganz merkwürdig zu Zinnen und Türmen ausgeblasen waren. Der Ort völlig einsam, ohne Besatzung, dennoch auch hier die Bucherpreise. Ich kaufte eine Melone für einen Rubel; der Verkäufer lachte selbst und sagte: „Früher versenkten wir sie an jeden, der wollte.“

Simferopol war der Sitz der taurischen Regierung. Sie bestand ausschließlich aus Ministern, die nur tun durften, was die deutsche Besatzung wollte. Augenblicklich war sie dabei, einen Pump aufzunehmen. Auch hier hatten wir Lazarette, das größte für Geschlechtsranke. Die Leute hatten wenig Dienst, die Jugend meldete sich, Angebot war reichlich da, aber eine Kontrolle, wie etwa in Warschau, undurchführbar. In Simferopol empfing uns freundlich in seinem Hause Dr. Graßmück und brachte uns mit den deutschen Kollegen zusammen, die alle eine sehr angesehene Stellung hatten und ein eigenes nettes Krankenhaus unterhielten.

Unter den Offizieren traf ich alte Bekannte, und dank dieser Beziehungen gelang es, „das“ Auto zu erhalten zur Fahrt nach Falta. Hauptzweck der Fahrt war, 15 Millionen Rubel in einem Pappkarton verpackt nach Falta zu bringen zur Bezahlung von Lieferungen. Die Fahrt war sehr spannend. Ab Simferopol Getreidefelder oder Steppe, die Flußtäler mit Obstbäumen und Pappeln bewachsen. Nun ging's langsam in die Höhe durch Buchen- und Eichenwälder an Felsstürzen und Flüssen vorbei, ähnlich dem Schweizer Jura. Endlich wird die Höhe erreicht. Ein schönes Tor, ähnlich dem Brandenburger, bezeichnet sie. Hat man es hinter sich, so öffnet sich wie ein Theaterseffekt der Blick auf die steile, vielgefaltete Küste und das blaue Meer. Beim Frühstück-

halt an diesem Bajdator kamen auf Fremdenfang drei zerlumpte Kerle mit Schalmeien und Trommeln und spielten Gassenhauer. Auf unseren Wunsch gingen sie zu Landestänzen über. Als bald erschien ein schmucker Soldat, legte die Waffen ab und tanzte, daß es eine Freude war. Nun führte der Weg die Höhe entlang, links die Felsen, rechts das Meer, durch niedrige Wälder mit Hainbuchen, Kornelkirschen, Kiefern und allerlei südlichem Buschwerk. Einzelne Villen, hier und da ein Tartarendorf, ein paar magere Röhre, sehr einsam und heiß. Gegen Mittag erreichten wir Alupta, noch hoch über dem Strand, wo ein Genesungsheim uns erwarten sollte. Wir hofften auf Mittagessen, aber Ärzte und Schwestern, bisher in Sablon, waren verzweifelt, ohne Einrichtung, ohne Verpflegung, angewiesen auf die Früchte des Gartens. Also fuhren wir weiter bis Zalta. Auch hier Quartiermangel, die Sammelstelle voll Wanzen. Ich schlief im Wagen unter freiem Himmel wenigstens wanzenfrei.

In Zalta tritt das Gebirge etwas zurück. Ein schöner Badeort hat sich auf den weiten Geröllhalben angesiedelt, sanft ansteigend, dahinter ein Hügelland, mit Reben und Tabak bestellt und übergehend in bewaldete Berge. Im Frieden war Zalta ein sehr exklusiver Ort für Hochadel und Großkaufleute, Juden werden nicht zugelassen. Jetzt war es umgekehrt, alle Kriegsgewinnler aus Odessa und Kiew gaben sich hier ein Stellbichein und überboten sich an Luxus und Üppigkeit. Die Preise erreichten hier ihr Maximum. Unsere Soldatenheime und Lazarette, die auf freien Einkauf angewiesen waren, gerieten in Verzweiflung. Zitternd gingen die Schwestern früh zum Markt, um irgend etwas für die Hungernden zu ergattern. Zur Zeit hatten sie nicht einmal Holz.

Die westliche Seite des Hügels wurde eingenommen von einem weiten Park, dem kaiserlichen Besitz; auf der Höhe lag, weißschimmernd, das Schloß Livadia. Schlicht im Außern wie im Inneren, etwa dem Landsitz eines reichen Engländers zu vergleichen, umgeben von Rasenplätzen und riesigen Zedern lag es da. Ein ehemaliger kaiserlicher Diener mit weißen Bartkoteletten zeigte die Räume,

auch das Gemach des kleinen Zarewitsch, mit dem Schulpult, in dem noch der Stundenplan angeheftet war, daneben das Zimmer des alten Matrosen, den der Junge ins Herz geschlossen hatte und der ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Nach der See ging der Park in Naturwald über, eine lange steile Holzstreppe führte zum Strand. Ein alter Steinsarkophag diente als Wanne für die Kaiserin, der Kaiser entkleidete sich unter einem Zelt. So schlicht lebte der Herrscher aller Rußen.

Um das Schloß lagen an die 50 Gebäude, Kavalierrhäuser und Wirtschaftseinrichtungen, alles dicht von Grün umwachsen. Hier hatten die Bolschewiken die Unglücklichen untergebracht, die in den Gefängnissen schwindsüchtig geworden waren, eine merkwürdige Sammlung von Verbrechergesichtern und schwärmerischen Idealisten. Auch wir hätten gern ein paar Räume für unsere Kranken gehabt, aber der „Verwalter der Kaiserlichen Güter“ Herr Salomon Salomonowitsch Krim belehrte uns, unser Kaiser habe bestimmt, die Kaiserlichen Gebäude sollten nicht zu Militärzwecken benutzt werden. Er selber bewohnte ein prachtvoll gelegenes Palais inmitten Kaiserlicher Gärten.

Mein nächstes Ziel war Feodosia. Ein Hafentorpedoboot von drei Offizieren, Unteroffizier, Dolmetscher usw. eröffnete wenig Aussicht. Nun sahen wir selbst nach: da lag ein kleiner Dampfer eben zur Abfahrt bereit. Auf meine Bitte wartete der Kapitän, bis mein Gepäck heran war, und nahm uns auf das überfüllte Schiff. Kapitän, Steuermann und Offizier waren drei blutjunge hübsche Burschen, ehemals Zöglinge der Marineakademie, durch die Revolution aus ihrer Bahn geworfen; nun hatten sie den kleinen Seelenverkäufer gechartert und machten glänzende Geschäfte, indem sie als einziges Transportmittel die Preisspannungen ausnutzten. Gestern hatten sie an einem Transport Obst und Tabak 3000 Rubel verdient und in Sekt angelegt; sie gestanden, sie hätten einen tüchtigen Ölkopf, führten aber sicher und geschickt. Die Fahrt entlang der Krimküste ist eine der schönsten, die man sich denken kann. Aus der Bucht von Jalta fuhren wir an bewaldeten Bergen mit ihren Parks und Schlössern vorbei: dann werden die Berge

lahler und schroffer, leuchtend in ihrem goldgelben Stein, die Ufer zunächst noch bewaldet und besiedelt. Immer näher tritt der Fels zum Meer, und streut einige Brocken ins Wasser, an dem sich die Wogen brechen. Ein mächtiger Klotz, Agir Dagh, der Bär, genannt schiebt sich vor, dahinter ein freundlicher Kurort, Muschka, mit Neben- und Obstbäumen. Dann wieder schroffe Felsen, hie und da unterbrochen von Nasen von Fruchtbäumen, wo eine Quelle Vegetation ermöglicht. Nach einigen Stunden große Dekoration: ein Felsenhügel springt vor, gekrönt von einer alten Genueserburg mit Türmen und Zinnen. Langsam umfährt der Dampfer dieses Wunder und landet in einer Bucht, in der ein breites grünes Tal mündet und ein Städtchen mit Villen und Sanatorien, Moschee und Minarett sich anschmiegt: Sudak. Allmählich wurde es Abend, die Berge vergoldet, dann purpurn, schließlich lavendelgrau, das Meer dunkel ultramarin, die Sterne begannen zu funkeln, die Milchstraße leuchtete wie ein Mondstreifen. Endlich in der Ferne ein Lichterglanz: der Hafen von Feodosia.

Auch dies ein wohlhabendes Städtchen, der Bucht entlang und in die Höhe gebaut, mit üppigen Villen, die reichen Zigarettenfabrikanten gehörten, außen nett mit Steinschnitzereien verziert, innen voll der schrecklichsten Prozegreuel. Unser Lazarett war in einem dieser Paläste gut eingerichtet. Abends führte mich ein Zug nach Kertsch.

Kertsch liegt auf der Landzunge, die das Asowsche vom Schwarzen Meer trennt. Eine wichtige Handelsstadt mit großen Hafenanlagen und Getreidespeichern. Die Umgebung baumlos, mit unzähligen sog. Skythischen Grabhügeln bedeckt, der Boden auch ergiebig für griechische Kleinkunst. Von hier beherrschte Mithridates sein mächtiges Reich, er soll hier begraben sein; ein griechischer Tempel auf halber Höhe eines Berges ist seinem Andenken gewidmet. Auch hier war ein nettes Lazarett eingerichtet, aber zum Glück wenig belegt.

Wieder versagten Hafenskommando und Flottenchef; in einem schmierigen armenischen Kaffee, in dem ein russischer General und ein paar Armenier Cocainschiebungen verhandelten, wußte man,

daß eine russische Dampferlinie regelmäßigen Verkehr habe; das war allgemein bekannt, nur nicht unseren Behörden. Sie hatten nichts zu tun und waren ganz verbummelt. Der Dampfer führte uns auch richtig über die Getreidestädte Berdiansk, Mariampol, Taganrog nach Rostow. Kabine war für deutsche Offiziere „nicht zuständig“, also übernachteten wir auf offenem Deck; das „Faule Meer“ war recht lebendig, die bunte Schar der Insassen: Orientweiber, im Negligee, nach Schmutz und Moschus duftend, Arbeiter in schmierigen Blusen, aber die Tasche voll Geld, Herren, die aus Petersburg und Moskau kamen und sehr interessant erzählten, Geschäftsreisende, eine Zigeunerbande: alles durcheinander und unterhaltsam genug. In Rostow fand ich die Lazarette wesentlich verbessert, in Taganrog war das Klubhaus bezogen, besondere Schwierigkeiten lagen nicht vor. Gern hätte ich einen Abstecher nach Tiflis gemacht, wo jetzt General v. Krefß zwei Regimenter befehligte; aber die Fliegerabteilung in Kertsch hatte nur zwei alte Klamotten und wollte es nicht übernehmen, mich hinzubefördern. Andere Verkehrsmittel gab es aber nicht, und so kehrte ich über Charkow nach Kiew zurück, um dem Armeearzt Bericht zu erstatten und mich abzumelden.

Einige Betrachtungen über die Ukraine

Das Land mit seiner üppigen Fruchtbarkeit und seinem Reichtum an Pferden, Vieh und Bodenschätzen konnte ein Paradies sein; im Krieg hatte es so gut wie gar nicht gelitten. Geographisch war die Ukraine eine ganz künstliche Schöpfung. Der westliche Teil war stets Zankapfel zwischen Türken und Polen gewesen, der Rand des Schwarzen Meeres türkisch; ein südrussischer Dialekt wurde im östlichen Galizien (Ruthenien, Podolien und Wolhynien) gesprochen, ein anderer weiter ostwärts, aber nur von Bauern, eine kleine Literatur gab es in Galizien, in Rußland war der Druck